

Der iranische Schlüsselsatz

Ein Übersetzungsfehler macht gefährliche Weltpolitik

Bekanntlich sind Verschwörungstheorien beliebt im Orient und unter Orientalen. Doch dass zurzeit die Gefahr einer Atommacht Iran, die zudem noch Vernichtungphantasien gegenüber Israel hegen soll, künstlich heraufbeschworen wird, um einen Militärschlag gegen Iran zu rechtfertigen, ist nicht vollkommen von der Hand zu weisen. Tatsache ist: Die Vernichtungsphantasien, die Iran unterstellt werden, gehen auf einen einzigen Satz zurück: „Israel must be wiped off the map.“ Kein Satz wird so häufig mit dem amtierenden Präsidenten Irans, Mahmud Ahmadinedschad, assoziiert wie dieser: Israel muss von der Landkarte radieren werden. Das Problem ist nur – er hat diesen Satz nie gesagt. Ahmadinedschad hat die Worte für „map“ und „wipe off“ nie benutzt. Die persische Originalversion von Ahmadinedschads Äußerungen über Israel ist weit weniger martialisch als die Übersetzung, die verschiedene Agenturen verbreitet haben und die wiederum auf der englischen Übersetzung des persischen Originals beruht. Um es gleich vorwegzuschicken: Es bleiben immer noch genug Äußerungen übrig, in denen Ahmadinedschad dumm, unverschämte und rassistisch über Israel spricht. Es geht hier nicht darum, Ahmadinedschad zu verteidigen, sondern um die journalistische Redlichkeit. Dazu gehört, auch politische Gegner korrekt zu zitieren – und sei es nur, um politische Optionen realistisch zu beurteilen.

Was also ist passiert? Am 26.10.2005 sprach Ahmadinedschad auf einer Konferenz, die unter dem Motto stand „Die Welt ohne Zionismus“. Es waren im Wesentlichen die großen westlichen Nachrichtenagenturen, die die Übersetzung dieser Passage lieferten: Israel von der Landkarte radieren (AFP), Israel von der Landkarte tilgen (AP, Reuters), Israel ausrotten (DPA). Ahmadinedschad sagte jedoch wörtlich: „in rezhim-e esghalgar bayad az safhe-ye ruzgar mahv shavad.“ Das bedeutet: „Dieses Besatzerregime muss von den Seiten der Geschichte (wörtlich: Zeiten) verschwinden.“ Oder, weniger blumig ausgedrückt: „Das Besatzerregime muss Geschichte werden.“ Das ist keine Aufforderung zum Vernichtungskrieg, sondern die Aufforderung, die Besatzung Jerusalems zu beenden.

Ein Zitat Chomeinis

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Übersetzung von Memri, dem Middle East Media Research Institute. Memri wertet arabische und persische Medien aus und übersetzt deren Beiträge. Das Institut, gegründet von einem ehemaligen Offizier des israelischen Militärgeheimdienstes und gewiss keiner pro-iranischen Haltung verdächtig, wird regelmäßig wegen angeblicher Entstellung persischer oder arabischer Zitate angegriffen. In diesem Fall ist die Übersetzung von Memri jedoch weit akkurater als die der Nachrichtenagenturen. Die auf dem Farsi-Text beruhende, von der offiziellen iranischen Nachrichtenagentur Isna veröffentlichte und von Memri herausgegebene Version der Rede vom 26.10.2005 lautet: „This regime that is occupying Qods must be eliminated from the pages of history.“ Qods – die Heilige – ist der arabische und auch persische Name für Jerusalem. Die Memri-Übersetzung ist nur ungenau, weil sie das transitive Verb „eliminieren“ statt des intransitiven „verschwinden“ verwendet – also ein zielgerichtetes, aktives Handeln statt einer ungezielten, passiven Entwicklung. Im Persischen ist mahv shodan jedoch ein intransitives Verb, im Gegensatz zum transitiven eliminieren.

Unter den Tisch gefallen ist auch der Kontext, in dem Ahmadinedschad gesprochen hat. Seine Äußerung war nämlich ein Zitat Chomeinis, und Ahmadinedschad fügte hinzu, dass das israelische Besatzerregime verschwinden müsse, so wie das Regime des Schah verschwunden sei, wie dies Chomeini einst prophezeit habe. Auch dieser Zusatz macht deutlich, dass Ahmadinedschad

nicht die Auslöschung Israels forderte oder die Vernichtung des jüdischen Volkes, sondern einen Regimewechsel. Alles andere wäre in diesem Kontext unsinnig – hieße es doch, Chomeini zu unterstellen, dass er das iranische Volk auslöschten wollte, als er in den siebziger Jahren gegen den Schah opponierte. Ein weiteres Detail unterstreicht, dass Chomeini damals und Ahmadinedschad heute keine Vernichtungsphantasien ventilieren: Chomeini machte seine Bemerkung, dass das Besatzerregime zu verschwinden habe, in den achtziger Jahren. Damals verkaufte Israel Waffen an Chomeinis Iran – ungeachtet der rhetorischen Verteufelung gab es also unter der Hand funktionierende Beziehungen.

Englischsprachige Medien haben übrigens auf die falsche Übersetzung hingewiesen. So schrieb Jonathan Steele bereits am 2. Juni 2006 im *Guardian*: „Er sprach keine militärische Drohung aus. Er forderte ein Ende der Besatzung Jerusalems, irgendwann in der Zukunft. Die ‚page of time‘-Formulierung legt nahe, dass er nicht davon ausging, dies werde bald geschehen. Das beinhaltet nicht, dass Chomeini, als er die Äußerung als Erster machte, oder Ahmadinedschad, als er sie wiederholte, dachte, dass dies bald bevorstehe oder dass Iran eine Rolle dabei spielen würde, es Wirklichkeit werden zu lassen.“

Bedrohung für das eigene Volk

Die Reaktion auf Ahmadinedschads angebliche „wipe off the map“-Äußerung fiel deutlich aus: Der israelische Premierminister Ehud Olmert entwickelte das falsche Zitat zu der Behauptung weiter, der iranische Präsident spreche „von der völligen Zerstörung und Vernichtung des jüdischen Volkes“ und schlug den Bogen zur atomaren Bedrohung Israels durch Iran. Die unterstellte atomare Bedrohung ebenso wie die mutmaßliche verbale Drohung können so jederzeit einen Angriff auf Iran rechtfertigen.

Olmerts Argumentation übersieht allerdings zweierlei: Allen geheimdienstlichen Erkenntnissen zufolge sind die Iraner noch weit entfernt vom Bau einer Atombombe (im Gegensatz zu Israel). Und die iranischen Herrscher – man mag von ihnen halten, was man will – würden vermutlich nicht so dumm sein, sie einzusetzen. Zu groß ist ihr Selbsterhaltungstrieb, und sie sind weit weniger ideologisch verbrämte gegenüber Israel als oft angenommen – siehe die Waffengeschäfte mit Israel in den Achtzigern.

Erstaunlich ist in diesem Zusammenhang auch die verschobene Logik unserer Wahrnehmung. Während der acht Jahre, in denen der Reformler Mohammad Chatami Präsident Irans war, wurden die westlichen Medien nicht müde, darauf hinzuweisen, dass er keine Reformen durchbringen könnte, weil er als Präsident kaum über Macht verfüge und dass diese in den Händen von Revolutionsführer Chamenei liege. Nun plötzlich scheint dies vergessen zu sein. Und den tatsächlichen und angeblichen Aussagen Ahmadinedschads wird so viel Bedeutung beigemessen, als handle es sich bei ihm als Präsidenten plötzlich um einen Entscheidungsträger ersten Ranges. Der ist jedoch nach wie vor Revolutionsführer Ali Chamenei. Er entscheidet über Krieg und Frieden und hat die Richtlinienkompetenz in der Politik. Chamenei aber bemühte sich wenige Tage nach dem Wirbel um die Äußerungen Ahmadinedschads um Schadensbegrenzung, indem er sagte: „Iran wird gegen keine Nation eine Aggression begehen.“ Auch Außenminister Manutschehr Mottaki bemühte sich um Richtigstellung. Nur Ahmadinedschad ließ den Übersetzungsfehler auch auf Nachfrage bestehen.

Die einzige Nation, gegen die das iranische Regime eine Aggression begehen will und begehrt, ist folglich die iranische. Denn das iranische Regime ist weit eher eine Bedrohung für die eigene Bevölkerung als für jede andere Nation der Welt.

KATAJUN AMIRPUR



Heinrich Hoerle: „Denkmal der unbekanntenen Prothesen“, 1930

Abb.: Von der Heydt-Museum, Wuppertal/Katalog

Im Namen proletarischer Kultur!

Wiederentdeckt: Die Gruppe der „Progressiven“ – Eine Ausstellung in Köln

Die Foto-Porträts sprechen Bände – und erst recht die Kommentare der Porträtierten. Ein Mann steht da, im kragenlosen Hemd, die Pfeife in der Hand. Es ist Heinrich Hoerle, der sich als „Fanatiker der konstruktiven Destruktion“ vorstellt. Ein anderer, der sauber gescheitelte Franz Wilhelm Seiwert, sagt, er male „eine allem Sentimentalen und allem Zufälligen entkleidete Wirklichkeit“. Gert Arntz, im dunklen Anzug und mit seelenvollem Blick, ist dagegen die „strenge Ausnutzung der Holztafel“ wichtig.

Zwei der Fotografien hat August Sander aufgenommen; er war der „gruppe progressiver Künstler“ eng verbunden. Der Kunstgeschichte gilt diese Gruppierung als recht trockenes Sujet, als Kölner Unterabteilung der Neuen Sachlichkeit, deren Hauptthema der Klassenkampf war. Doch die Ausstellung „Köln progressiv 1920-33. Seiwert, hoerle, arntz“ im Kölner Museum Ludwig zeichnet ein ganz anderes, überraschend vitales Bild, etwa mit Franz W. Seiwerts Gemälde „Der deutsche Bauernkrieg“ aus Wuppertal: Die Figuren, gestaffelt und zusammengeschoben wie Papiermännchen, leben aus einem subtilen Umgang mit Farben, mit leuchtendem Orange, kalkigem Weiß, düsterem Oliv und strahlendem Blau – eine Farbhaut, die man berühren möchte, so fein sind die geometrisch klaren Flächen durchgearbeitet.

In Köln stehen Inkunabeln wie Seiwerts „Arbeitsmann“ frühen Holzschneitten wie „Militärischer Film“ von Arntz und Hoerles „Denkmal der unbekanntenen Prothesen“ (1930) gegenüber. Auf Hoerles Bild begegnen sich drei Figuren vor einem Fond in milchig-trüben Karos, ihre Beinstützpfähle ragen als zart türkisfarbene Kreise dem Betrachter entgegen – schwarz skelettiert wirken auch ihre Schädel wie Prothesen.

Seiwert, Arntz und Hoerle bildeten den Kern der Gruppe, die im Jahr 1919 in Köln zusammenfand, als sich im Kölnischen Kunstverein der alle Sinnzusammenhänge zertrümmernde Dadaismus lautstark aufspielte. Der 25-jährige Sei-

wert stand Dada nahe, verstand seine Arbeit aber als ernsthaft politisch, verehrte Cézanne, empfand seine Herkunft als expressionistisch-kubistisch und begeisterte sich für Picasso oder Brancusi.

Das Resultat wirkt wie Oskar Schlemmer in Buntlack, als hätten sich Bauhaus und Bauernmalerei unversehens vermählt. Seiwert war es auch, der den ein Jahr jüngeren Heinrich Hoerle entdeckte. Dieser, bekannt dafür, schnell und geschickt den Stil zu wechseln, adaptiert die neuen Regeln wie gute Vorsätze: Schablonen verwenden, mit Lineal und Zirkel arbeiten. So kommt es zum gemeinsamen künstlerischen Aufbruch, zunächst in der Gruppe „Stupid“. Dazu gehören auch Angelika Hoerle, Anton Räderscheidt, Marta Hegemann und Willy Fick. „Wir wollen jenseits von aller schwatzhaften Geistigkeit einfache Arbeit tun“ – in vorsätzlicher Schlichtheit firmieren die dezidierten Marxisten auch als „Neukölnische Malerschule“, sie berufen sich damit auf das Ideal der vorkapitalistischen Handwerker.

Ohne Schmelz und Voyeurismus

„Damals hätte er in Brabant gesessen und große Tafeln geschnitten, in Chorsthühlen und Altären“ – so Seiwert über Arntz. Arntz hat im Jahr 1920 an bewaffneten Aufständen in Düsseldorf teilgenommen. Seine Holzschneitten sind parteiisch, radikal und extrem reduziert. Er hängt die Druckstöcke, die er nach einigen Abzügen bunt bemalt, als Reliefs neben die Bögen. Der Abstraktionsgrad der frühen Blätter wie „Vorstadt“ (1925) erlaubt es, mühelos eine hölzerne Spielfigur als Polizisten in die Szenerie einzubauen. Tatsächlich wird hier schon die Sprache des Piktogramms trainiert; der Philosoph und Soziologe Otto Neurath engagierte Arntz sofort als künstlerischen Leiter des Wiener Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums, wo sie gemeinsam die Bildstatistik, „Isotype“, entwickelten.

In Köln ist nach 30 Jahren erstmals wieder eine Ausstellung der Progressiven zu

sehen, mit mehr als 50 Gemälden und 90 Papierarbeiten. Kuratorin Lynette Roth geht es um Rehabilitation der „Progressiven“ – sie wählte die drei stärksten Künstler aus und nur deren beste Arbeiten. Direktor Kasper König sekundiert: Die Selbstbeschränkung der Progressiven sei im Gegensatz zur Neuen Sachlichkeit zu sehen, der man „spinnfeind bleiben musste – ironische Gesellschaftskritiker die einen, handfeste Gesellschaftsveränderer die anderen“.

Ein Vergleich mit dem Bild „Bordell“ von Otto Dix (1931) illustriert, wie die Progressiven ihren Bildern allen Illusionismus austrieb – als übersetzten sie Brechts episches Theater in die Sprache der Malerei. Arntz geht mit seinem Holzschneitt „Bordell“ aus dem Jahr 1927 in die Vertikale. Drei Stockwerke hat das Haus, in dem der Strichmännchen und -mädchen sich Liebe und Sadismus so ordentlich verabreichen, als gälte es, eine Gebrauchsanleitung zu formulieren. Seiwerts „Freudlose Gasse“ reiht die Kokotten als zitronengelbe Prozession zwischen Freier und Polizei; die tödlich-grelle Farbigkeit der Damen ist zwischen bedrückend-dunklen Quadern ausweglos verkeilt – ohne Schmelz, Pointe oder Voyeurismus. Damals schrieb Seiwert an Koschka, „daß hier schon ein paar hundert Jahre riesige Rahmen um riesige Löcher hängen“, um zu fordern: „Schmeißt die alten Götzenbilder um! Im Namen der kommenden proletarischen Kultur!“

Doch bald lagen Welt und Werke der Progressiven in Scherben. Das Glasmosaik „Welt der Arbeit“, eine der letzten großen Arbeiten des 1933 verstorbenen Seiwert, setzt sich siegesgewiss aus Fabrik, Feld, Schlot und Blauemann zusammen, ein glasklar sortierter Kosmos. Seit dem Jahr 1935 gilt das Mosaik als verschollen, vermutlich wurde es zerstört.

CATRIN LORCH

„Köln progressiv 1920-33. Seiwert, hoerle, arntz“, bis 15. Juni, Museum Ludwig, Köln. Katalog (Buchhandlung Walther König) im Museum 25 Euro.

Pro Beischlaf einen Folianten

Arno Schmidt:
„Das steinerne Herz“

Als dieser Roman 1956 auf die Welt kam, muss er die Zeitgenossen ziemlich verschreckt haben. Tonangebend waren Autoren wie Georg Britting, Werner Berggruen oder Gertrud von le Fort, ein hoher, pathetischer, schicksalsgeschwängelter deutscher Ton – und dann dieser raue Arno Schmidt-Duktus! Diese Coolness, dieser schneidende Witz, diese kompromisslose Form von Zuspitzung und Verknappung scheint mit den Fünfzigern überhaupt nichts zu tun zu haben. Dazu noch die kühne Unterzeile: „Historischer Roman aus dem Jahre 1954 nach Christi“ – dieser Autor schreibt geradezu ungestüm seiner Zeit voraus.

„Das steinerne Herz“ ist vielleicht der Roman Schmidts, der thematisch die größte Anschlussfähigkeit an zeitgeschichtliche Leserbedürfnisse besitzt, denn die „Ostzone“ spielt eine gewisse Rolle. Doch die Reise des Privatgelehrten Walter Eggers nach Ostberlin zeigt eine Spielart des Ost-West-Gegensatzes, die ziemlich aus dem Rahmen fällt: Die DDR hat für diesen seltsamen Niedersachsens etwas Magisches, nicht so Fremdbestimmtes, und die zarte Line Hübner ist von einer solch scheuen deutschen Grazie, dass man sich fast die Augen reibt. Damit hat Schmidt, der in der Adenauerrepublik zeitweise ernsthaft mit dem realen Sozialismus kokettierte, sich natürlich zwischen alle Stühle gesetzt – sein „Formalismus“ passte letztlich noch weniger in die DDR als in die BRD.

Hauptheld Walter Eggers, so stubengelehrt er wirkt und in seiner Narretei für alte und entlegene Folianten viel mit seinem Autor gemein hat, ist auch ein Produkt des Wirtschaftswunderlandes. Die



Arno Schmidt

Foto: SZ Photo

Haupthandlung dreht sich darum, dass Eggers alles tut, um an seltene statistische Handbücher aus der hannoverschen Landesgeschichte heranzukommen. Er beginnt ein Verhältnis mit Frieda Thumann, die derlei Sachen geerbt hat, und der Deal ist ganz einfach: Pro Beischlaf gibt es einen Folianten für ihn. Die Selbstironie, das Spiel mit dem Eigentlichen und Ungefähren führt Arno Schmidt hier virtuos vor: Diese statistischen Jahrbücher sind für die große Allgemeinheit wirklich nicht sonderlich aufregend, aber sie erinnern sehr stark an Schmidts Faszination für spezielle deutsche Geistesregungen aus dem 18. Jahrhundert und für die Bibliophilie überhaupt. Dabei wirkt Eggers in der rigiden Verfolgung seiner Interessen, unter Einschluss sexueller Vollzugs, reichlich unsympathisch. Trotzdem – die Sprache, die der Autor dabei an den Tag legt, diese anarchische Lust, diese so merkwürdig zeitlose, überhaupt nicht veraltete, diese frische Satz- und Dialogfertigkeit!

Einmal schwadroniert Eggers: „Wenn ich nicht schon von Geburt Atheist wäre, würde mich der Anblick Adenauer-Deuschlands dazu machen!“ Das klingt ungeheuer tagespolitisch, dabei ist der Roman woanders gelagert, in den lüsteren, edlen und hehren Zonen reiner Sprachartistik. Wunderbar, so etwas in der jüngeren Literaturgeschichte zu haben!

HELMUT BÖTTIGER



»Sehr spannend! Kumpfmüller weiß, wie Politiker leben.«
Elke Heidenreich in »Lesen!«

»Wie wird das Leben um uns herum und das der Kinder in 20, 30 Jahren aussehen? Gute Fragen, aber wer stellt die schon? Kaum jemand ist imstande, einen zusammenhängenden Gedanken über das chaotische Jetzt zu fassen – mit Wohlstand und Bequemlichkeit, drohender Klimakatastrophe, Terror und schwer entwirrbaren politischen Fronten im endlosen Trommelfeuer der Medien. Michael Kumpfmüller knüpft sich diesen Stoff in »Nachricht an alle: unerschrocken vor. Wagt den Blick in die Zukunft und hat einen Volltreffer gelandet.« dpa



Gebunden
384 Seiten
€ (D) 19,95
€ (A) 20,60
sFr 35,-

Michael Kumpfmüller auf großer Lesereise: Termine unter www.kiwi-verlag.de

Kiepenheuer
& Witsch